



14. Kapitel.

Das Fenster nach der Flussseite.

Claudius Frolo, denn er und kein anderer war es natürlich, den Phoebus in dem Seitentämmerchen des alten, verfallenen Hauses an der Michaelsbrücke eingelassen hatte, versuchte sich, als ihn der Offizier verließ, zunächst in dem dunklen, verriegelten Raum zu orientieren. Er tastete herum zwischen den vorspringenden Balken und merkte bald, daß die Kammer weder ein Fenster noch auch nur eine Dachluke hatte, die irgend welches Licht einließ. Undurchdringliche Dunkelheit herrschte darin und dazu war das Tämmerchen so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen konnte. Es war kein sehr angenehmer Wachtposten, den der junge Offizier dem armen Archidiaconus angewiesen hatte, aber dieser fügte sich ruhig in den unbequemen Aufenthalt und harrete in brennender Ungeduld der Dinge, die da kommen sollten. Sein Herz klopfte zum Zerspringen und sein Gesicht glühte vor Erregung. Was mochte alles im Innern des Priesters vorgehen, wie finster und trostlos mußte es in seiner Seele aussehen, daß er bis an diesen verruchten Ort sich vorgewagt hatte. Nur er und sein Herrgott wußten wie es in ihm ausfah.

In seinem Gehirn wogten die Gestalten von Esmeralda, Phoebus und dem Meister Jacob, seinem nachmittäglichen Besucher, durcheinander und immer wieder brachte er sie in gewisse Verbindung miteinander. Auch die Gestalt seines Bruders mischte sich dazwischen, des Bruders, den er in seiner Trunkenheit einsam und wehlos auf der Straße zurückgelassen hatte. Er erschraf vor der Möglichkeit, daß ihm etwas zustoßen könnte und er hefte zusammen in dem Gedanken an die Gefahr, die er in seiner Lage lief, erkannt und entdeckt zu werden. Sein Ruf wäre für immer beschmutzt, seine Soutane besleckt gewesen, wenn man ihn zu dieser Zeit, an diesem Ort angetroffen hätte. Schon sah er sich verhöhnt, verachtet, bespöttelt und beschimpft und das alles warum? Um eine Zigeunerin, um ein Mädchen von der Straße, dem nachzuspähen er als Archidiaconus der Notre-Dame sich nicht